



Windstöße im Orchester



Der französische Komponist Gérard Grisey (1946–1998) (BERLINER FESTSPIELE/DANIEL KAWKA)

VON CLEMENS HAUSTEIN

Selbstironie gehört nicht unbedingt zu den Haltungen, die in der sogenannten Neuen Musik besonders verbreitet wären. Schon gar nicht in der Musik der Nachkriegs-Avantgarde bis hinein in die 1980er Jahre, wo die Komponisten eher dogmatische Strenge und kosmologische Ambitionen pflegten bis hin zur Guruhaftigkeit.

Der französische Komponist Gérard Grisey hingegen liefert in seinen „Les Espaces Acoustiques“, komponiert zwischen 1974 und 1985, die ironische Brechnung gleich mit. Am Sonntagabend wurde das Werk durch das **Rundfunk-Sinfonieorchester (RSB)** und das Ensemble UnitedBerlin unter der Leitung von Vladimir Jurowski im Konzerthaus erstmals in Berlin vollständig aufgeführt. Schon deshalb ist es außergewöhnlich. Als gegen Ende des zweiten Satzes der Solo-Bratscher, der den ersten Satz ganz allein bestritten hat, keine gemeinsame Intonation mit der Konzertmeisterin findet, tritt das Stück in eine Phase szenischer Darstellung. Der Bratscher bricht ab und beginnt sein Instrument zu stimmen, die Musiker auf der Bühne schütteln entrüstet die Köpfe, im Publikum wird gekichert. Solche Desillusionierung findet noch weitere Male statt: Wenn die Orchestermusiker Alltagslärm machen, aufstehen, Stühle verrücken, mit den Noten rascheln und der Dirigent sich mit einem riesigen Taschentuch das Gesicht abtupft. Vollends zum Komischen hin entwickelt sich das Stück, wenn im letzten Satz ein Hornquartett zum mittlerweile in voller Stärke spielenden Orchester hinstößt, wilde Figuren schmetternd, was wie eine verballhornende Fortsetzung erscheint zu Robert Schumanns glanzvollem „Konzertstück für vier Hörner“.

Die Phasen der Desillusionierung, so zeigt das Konzert höchst eindrucksvoll, wirken als erdendes Gegenstück für eine Musik, in der Gérard Grisey das ganz Große darstellen will. Das Stück sei nichts weniger als ein Studie „über Leben und Tod von Klang“, sagt Vladimir Jurowski vor dem Konzert und zieht einen Vergleich zu Richard Wagners „Ring des Nibelungen“, wo ja auch Werden und Vergehen thematisiert sei. Grisey erfindet eine Musik, die dem Ohr nie fremd ist, die eine eigentümliche Naturhaftigkeit in sich trägt von Beginn an, wenn die Solo-Bratsche (Jean-Claude Velin) wie im Rhythmus von Aus- und Einatmen die Obertöne eines Grundtones auf- und abklettert, der in bellendem Forte immer von neuem in Erinnerung gerufen wird. Windharfenartige Verspieltheit hat das. Und wenn nach und nach die Besetzung größer wird, bleibt das Bild doch erhalten: dass gewaltige Windstöße ins Orchester fahren und dabei komplexe Klänge hervorrufen. Es ist die Naturgebundenheit von Musik, die Grisey mit seinem an Obertönen ausgerichteten Werk beglückend in Erinnerung ruft. Dazu gehört auch die selbstironische Demaskierung als Menschenwerk.